

(Nachdruck verboten.)

Cesarine.

5] Von Jean Richepin. Uebersetzt von H. L.

Ich wage nicht mehr, meinem Nachbar in das Wort zu fallen. Welche Verachtung mir jetzt der Vater Cesarinen's einflößt! Ich habe beinahe Lust, mich jetzt feige den niedrigen Qualereien anzuschließen, als plötzlich beim Eintritt eines kleinen Mannes das Lachen verstummt und der Kellner eine übertrieben höfliche Miene zur Schau trägt. Mein Nachbar flüstert mir leise ins Ohr:

„Das ist Ungyal. Mit ihm ist nicht gut Kirichen essen!“

Ich kann nicht umhin zu denken, daß die Ungarn unterschieden alle einen irreführenden Gesichtsausdruck haben. Dieser Ungyal, mit dem nicht gut Kirichen zu essen sein soll, hat ein so wohlwollendes und beinahe komisches Neußere. Mit seinem rothen, sächerförmigen Bart sah er fast aus wie ein Mali-Affe.

Einen Augenblick habe ich meinen Nachbar im Verdacht, daß er sich über mich lustig macht, aber schon durch die Art und Weise, wie das alte gute Kind den Kellner am Arme faßt und ihn mit rauher Stimme ansieht, klärt mich über meinen Irrthum auf.

So komisch schon das wunderliche, mit fremdem Accent gesprochene Französisch klingt, so lacht jetzt doch niemand. Der Kellner ist ganz bestürzt und vertheidigt sich mit einschmeichelndem Tone.

Aber Ungyal läßt sich auf nichts ein. Er faßt Miklosch unter dem Arm und führt ihn mit sanfter Gewalt aus der Kneipe. Der General läßt alles mit ernster, würdiger Miene mit sich geschehen. Er weint unaufhörlich, und wie er nach der Thür zuschreitet, hält er inne, wirft dem Kellner einen schenen Blick von der Seite zu, und seufzt mit klagender Betonung:

„Du wirst es nicht Cesarine sagen, nicht wahr, mein kleiner Louis? Du wirst artig sein? Du wirst nicht den alten Miklosch auszuanken lassen? Ungarn ist krank, viel krank.“

Endlich ist es Ungyal gelungen, den General auf die Straße zu schleppen, aber inmitten der Straße jammert der Trunkene noch immer weiter. Ungyal führt ihn nicht mehr, er trägt ihn jetzt. Wie ein Paket hat er ihn auf die Schulter geladen. Der Trunkene, dem die Brust zusammengepreßt wird, spricht keine deutlichen Worte mehr. Er begnügt sich damit, laut zu greinen. Aber er hört nicht auf, sich lebhaft zu bewegen. Er versucht es, sich aufzurichten und eine bittende Haltung anzunehmen; und das sieht aus wie die Bewegungen eines großen Hampelmannes. Es giebt nichts komischeres und zugleich schmerzlicheres als dieser Anblick, als diese kraftlose Bewegung eines Hanswurstes im Todtentanz. Denn der arme Mensch bemüht sich, die Gebärde jemandes zu machen, der die Hände zum Gebet faltet, und seine linke Hand findet in der Leere nicht die fehlende Rechte, und es gelingt ihr nur, den Stumpf zu fassen, den sie verzweifelt schüttelt.

III.

„Los! Aufstehen, Faulpelz! Sind Sie denn taub, zum Donnerwetter! Hören Sie nicht das Signal? Proviant wird ausgetheilt!“

Es war der Kapitän, der mich weckte, indem er mich mit der Säbelscheide in die Seite stieß.

Ich öffnete die Augen und spitzte die Ohren. Alles wirbelte in meinem schweren Kopfe, als ich mich auf dem Lager aufrichtete; ich war wie betäubt, als ich so plötzlich aus meinem Traume geweckt wurde. Ich hatte es so lebhaft geträumt, ich hatte mitten in der Wirklichkeit gelebt. Ich lebte noch in ihr weiter! Ich rieb meine Augen und betastete meine Glieder, bin ich denn derselbe? Ich begriff nicht.

Indessen stieg der Leibgardist über mich weg und der Zipfel seines großen rothen Mantels schlug mir ins Gesicht. Ich sah, wie er sich redete. Mit der Hand berührte er die Balken der Decke. Alles war auf den Beinen; die Hälfte hatte das Zimmer schon verlassen. Durch die offene Thür drang ein wüster Lärm. Ich hörte wüthendes Geschrei, Signale, Flüche, das Wiehern der Pferde, das Rollen der Proviantwagen, unter

deren Rädern der Schnee knirschte, und es klang, wie wenn man einen Stoff zerreiht; und der scharfe brutale Ton der Hörner schien mir gleichfalls den langsameren und erustieren Klang der Trompeten mit krampfhaftem Ruck zu zerreißen.

„Nun, was soll das heißen?“ begam von neuem der Kapitän. „Sie schlafen noch? Kommen Sie doch, zum Donnerwetter! Ich sage Ihnen doch, daß man zum Proviant-austheilen bläst!“

Er zog mich an den Armen auf und schleppte mich mit rasender Eile in der Straße fort, um noch den Leibgardisten einzuholen, der sich mit den Ellenbogen einen Weg durch das Gedränge bahnte.

Etwa dreißig Leute, darunter hauptsächlich Zuvaven, hatten einen Proviantwagen angehalten, ihn im Sturm genommen und versuchten nun, ihn zu plündern. Der Stangenreiter lag brillend auf der Erde, ein Bein unter seinem gestürzten Pferde. Die drei anderen Pferde der Bespannung bäumten sich und schlugen bei den gegen ihre Brust und ihre Nästern gerichteten Schlägen wild um sich; zahlreiche Fäuste hatten sie am Zaum gefaßt, um sie zum Stehen zu bringen. Zuvaven waren über die Räder auf das Verdeck gestiegen, um es mit Kolbenschlägen zu demoliren. Hinten vertheidigte ein Trainsoldat unter Flüchen und Schimpfen mit gezogenem Säbel die Thür des Proviantwagens.

„Die Ohren steif! Halt die Ohren steif!“ rief ihm der Kapitän zu.

Er hatte mich losgelassen und stürmte mit solcher Macht vor, daß zwei Leute niedersielen. Die anderen wichen instinktiv zurück und der Kapitän stand neben dem Unteroffizier. Er wandte sich plötzlich gegen die Anstürmenden und mit donnernder Kommandostimme wie beim Exercieren stieß er hervor:

„Antreten!“

Die Menge machte eine Bewegung, wie um zurückzuweichen, und die Leute zögerten einen Augenblick, indem sie sich bei einander zu vergewissern suchten, ob sie gehorchen müßten. Da rief einer höhniisch:

„Scher' Dich doch, Mobilgardist!“

Und ein Zuvave, ein Gassenjunge mit einem glatten, bleichen Gesicht, trat auf den Kapitän zu, drohte ihm mit der Faust und schnarrte ihm, die Worte auseinanderzerrend, zu:

„Du Mauer Schnede!“

Aber kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als er bei der Schulter gefaßt, um sich herumgewirbelt und mit einem Fußtritt ins Kreuz, der ihn beinahe entzwei riß, in die Menge zurückgeschleudert wurde.

„Das für die Schnobdrigkeit,“ sagte der Kapitän, „und was die anderen anbelangt, Donnerwetter!“

Er hatte den Revolver gezogen, und seinem Kopf rollend und schnaubend, hielt er die ganze Kohorte durch seinen Blick im Zaume, durch den wilden Blick eines Ebers, der im Begriff steht, die Hunde zu schlagen.

„Verflucht und vermaledeit!“ fluchte er.

Dann befahl er noch einmal, wieder den vorschriftsmäßigen Ton annehmend:

„Antreten!“

Mechanisch suchten die Leute Fühlung am Nebenmann und stellten sich vorschriftsmäßig an. Die Zuvaven, die auf den Wagen geklettert waren, glitten herunter und stellten sich im hintersten Gliede des Haufens auf, der jetzt schon etwas militärischer als vorher ansah. Der Bursche, der vorhin dem Kapitän entgegengetreten war, hielt sich, ganz geknickt, hinten in der letzten Rott.

Der Fourage-Unteroffizier war herabgesprungen, hatte seinen Stangenreiter unter dem Pferde hervorgezogen und mit seiner Hilfe das erste Handpferd wieder aufgerichtet. Als neue Soldaten aus den benachbarten Häusern heraustraten oder die Straße herabkamen, rief ihnen der Kapitän von Zeit zu Zeit zu:

„Hinten anstellen! Donnerwetter! Hinten anstellen!“

Und alle gehorchten, ohne zu murren, selbst die Offiziere der Mobilgarde. Als genügend beisammen waren, und man ungefähr die Stärke einer Kompagnie erreicht hatte, rief der Kapitän:

„Leibgardist und Sie, Kleiner, vortreten!“

Er winkte uns beiden, vorzutreten. Dann stellte er uns hinter dem Proviantwagen auf, dessen Thür er langsam und sachgemäß öffnete.

„Sie werden austheilen!“ sagte er uns. Ein Dienst, der gewöhnlich nur von Unteroffizieren ausgeübt wird. Und achten Sie darauf, daß Sie den Reis und den Kaffee nicht auf die Erde schütten. Zerreißt nicht die Säcke, bindet sie auf. Für je zwei Mann ein Brot, für jeden einen Zwieback. Gleiche Rationen für jedermann, für die Offiziere sowohl als für die Gemeinen.“

Als die Leute den Proviantwagen offen sahen, entstand in ihren Reihen ein neuer Lärm und neue Unordnung; aber der Kapitän kommandirte:

„Achtung! Rechts um; in Rotten antreten!“

Und erst, als die Ordnung und die Ruhe wieder hergestellt waren, begann die Vertheilung von neuem. Je zwei traten immer gleichzeitig an den Wagen heran. Wir gaben jedem Paar ein Brot, zwei Zwiebäcke, vier Loth Reis und ein Loth Kaffeebohnen. Niemand beschwerte sich. Nachdem auch der Kleine Zuave seine Ration erhalten hatte, nahmen der Leibgardist und ich uns als letzte unseren Theil.

„Nun, und Sie Kapitän?“

„Ich hatte bemerkt, daß er nichts bekommen hatte.“

„Ich,“ entgegnete er. „Nicht nöthig. Ich habe noch etwas Zwieback von gestern.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Häufierer.

Von Neera.

Deutsch von Wilhelm Th. A.

Das einzige Mittel, hatte er sich gesagt, während er an die Wand gelehnt seine zerrissenen Taschen betrachtete, ist, ich nehme mir eine Frau! Verfluchtes Leben!

Das Leben, das er versuchte, war ihm in der That nicht allzu schön gewesen, wie es für viele andere übrigens auch nicht besonders schön ist, doch um die anderen kümmerte er sich wenig, denn seine Knochen hatte er ja von Jugend auf unter die härtesten Arbeiten beugen müssen; sein Magen hatte vor Hunger geknurr, sein Rücken hatte mehr Schläge als Feinden gesehen, und während so viele ebenso wie er in den südlichen Provinzen als Soldaten gedient hatten, hatte er statt Geld Rheumatismus nach Hause gebracht.

Er mochte etwa 50 Jahre alt sein. Doch wie soll man das genau wissen, wie alt man ist, wenn man weder Vater noch Mutter gekannt und nie Haus oder Herd besessen hat? Nun, wenn er sich entschloß, den großen Sprung zu thun, dann würde es immer noch Zeit sein, diesen Punkt aufzuklären.

Die Schwierigkeit bestand in der Wahl einer Frau. Er hatte nicht viel Verkehr mit Frauen; das war auch der Grund, warum er soviel Redereien erst von den Mädchen seiner Heimath, dann von seinen Kameraden in der Kaserne eingeheimst hatte.

Selbst jetzt, da er zu einem anderen Gewerbe wegen seines unglückseligen Rheumatismus unfähig, mit seinem Häufierlasten von Dorf zu Dorf zog, nahmen ihn die Frauen ziemlich schlecht auf. Sie brauchten nie etwas, wenn er vorüber kam, und hatten sich schon anderswo mit allem Möglichen versehen.

Vergebens breitete er seine Taschentücher mit den eingedruckten Guirlanden, die wie natürliche erschienen, seine Rämme aus Knochen, Holz und Messing aus; er zeigte Spiegel aus Weißblech, das wie Silber aus sah, Hofenträger und starke, widerstandsfähige Strumpfbänder aus grüner Baumwolle; Nadeln mit farbigen Köpfen, Fingerhüte, Nähnadel-Stuis in verschiedenen und seltsamen Formen mit einem kleinen Loche, durch das man die Madonna Dolorosa sehen konnte. Schließlich hatte er sogar zu Prophezeiungen seine Zusucht genommen, zu den goldenen Rüssen, in denen Lotterieloose, Nummern und Wahrsagungen enthalten waren.

Umsonst! Die Frauen blieben ihm feindslich gesinnt; sein Geschäft ging flau, die Waare moderte, und das alles, weil er den Frauen nicht gefiel. Aber warum gefiel er ihnen denn nicht?

„Man muß als Glückspilz geboren werden, das ist alles,“ seufzte er.

Und doch wollte er um jeden Preis eine Frau haben. Seine armseligen Lumpen hielten nicht mehr zusammen, und er war es schließlich müde, immer auf der Streu oder in den Ställen zu schlafen, während jeder Christenmensch, so armselig er auch war, in seinem Bette schlief.

„Eine gute Frau . . .“, sagte er sich, „sie braucht weder jung noch schön zu sein, weiter fehlt mir nichts! Aber eine Gefährtin fürs Alter, jemand, zu dem man, wenn der Augenblick gekommen ist, sagen kann: „Ich will sterben“, und die einem in Frieden die Augen schließt.“

Er fing an, die Hände in den Taschen, zu grübeln, spielte mit seinen Fingern durch die Löcher, und erinnerte sich an die Wittve eines seiner Kameraden, eine ehrenhafte Frau, die sich hart mit ihren fünf Kindern plagte und frühlich vom Morgen bis zum Abend, dabei stark wie ein Mann, arbeitete.

Das war sozusagen das Präludium, die Vorbereitungs-symphonie für die vierzehn Tage gewesen, die verfloßen waren, bevor er sich entschloß, mit der Wittve zu sprechen.

Endlich war der große Schritt geschehen, er hatte gesprochen. Die Wittve hatte sich ohne ja oder nein zu sagen, Bedenkzeit erbeten, um ihre Kinder zu befragen. Und an diesem Tage wollte er sich, bevor er sich am frühen Morgen zur Jahrmarttsmesse begab, die Antwort abholen.

Er war vielleicht etwas früh aufgestanden; es war noch dunkle Nacht. Die Landstraße wurde kaum hell zwischen den beiden Reihen Pappeln, die er mehr errieth, als sah; er tastete sich, seine Pfeife im Munde, förmlich vorwärts, und seine große Ortskenntniß verhinderte ihn, in die Gräben rechts oder links zu fallen.

Zeitweise fuhr ein mit weißem Dach bedeckter Wagen vorüber. Der Kutscher schlief und man bemerkte nur seine hin- und herbaumelnden Arme, während das Pferd mit geschlossenen Augen und schlaffen Knien in der vollkommenen Apathie der Gewohnheit einhertrötete.

Nichts deutete noch auf den nahen Jahrmart; keine Thiere standen zum Verkauf, keine Hörter, keine Händler mit Geflügel oder frischen Eiern ließen sich sehen. Es war wirklich viel zu früh. Die Wittve erwartete ihn zu dieser Stunde sicherlich nicht!

Er ging langsamer, schob den Riemen, der den Kasten hielt, fester um die Schulter, dann steckte er vier Finger unter den Deckel, um sich zu überführen, daß ein gewisses kleines weißes Päckchen auch noch an seinem Platze war; es enthielt ein Taschentuch mit blauem Grunde und gesticktem Rande, das er der Wittve zum Geschenk zu machen gedachte, um das Eheversprechen zu besiegeln. Die fünf Kinder waren allerdings eine bittere Zugabe, doch es war immer noch besser, als wie ein herrenloser Hund herumzuirren, im Sommer in der Sonnengluth, im Winter im Schnee, vom Regen, Nebel und Wind ganz abgesehen!

Es war sogar ein sehr scharfer Wind, der jetzt zu wehen anfing, ein richtiger kalter, schneidender Märzwind, der ihn bis unter die Weste drang. Die Morgenröthe zeigte sich noch nicht, doch man merkte schon am Himmel und an der Luft, daß die Nacht zu Ende ging. Das war die schöne Stunde für die Glücklichen, die ein Bett haben und sich wohlrig recken, um die letzten Minuten des Schlummers auszukosten, indem sie die Decke über den Kopf ziehen und die Beine so weit ausstrecken, wie sie nur können, damit die gleichmäßige Wärme möglichst überall ihre Haut durchdringt.

Er ging gerade an einem Pachthofe vorüber, und als er die Augen zum Fenster erhob, glaubte er den Mann und die Frau zu sehen, die dort ruhig und friedlich schlummerten.

„Was kann solchen Leuten wohl fehlen?“ sagte er sich.

Die Nase im Winde, blies er auf die ganz steifen und gefrorenen Finger, auf die er nicht einmal Handschuhe ziehen konnte; denn auf die Handschuhe hatte er verzichten müssen, weil sie stets rissen, sobald er sie anzog.

„Ich muß ein Ende machen, ein Ende machen,“ sagte er mit lauter Stimme, sich die Hände reibend und dann seine Pfeife von der Rechten in die Linke nehmend; seine Gedanken waren plötzlich heiterer geworden, so heiter, daß er plötzlich vor dem Hause der Wittve stand, ohne es bemerkt zu haben.

„Sieh, sieh!“ rief er, eine Pirouette wagend, die ihm aber wegen seines Rheumatismus nur halb gelang, „das Läubchen erwartet mich.“

So schloß er aus einem kleinen Lichtstrahl, der durch die Jalousien der kleinen Fenster im Parterre, wo sich die Küche befand, schimmerte.

In der That öffnete sich, als seine Schritte sich auf der Landstraße vernehmen ließen, die Thür sacht und langsam, und ein Frauenkopf, der sich durch die Oeffnung schob, machte ihm ein Zeichen, einzutreten.

„Wer weiß, was man von mir sagen würde, wenn man Euch hier zu dieser Stunde sähe! Aber ich habe nicht das Herz, Euch bei dieser Kälte draußen stehen zu lassen. Tretet doch ein!“

„Bah! Ein wenig früher, ein wenig später . . .“, stotterte er, verwirrt die Schwelle überschreitend.

„Nein, nein, darum handelt es sich nicht. Was wollt Ihr? Alle Pläne glücken nicht immer.“

Diese Worte erfüllten ihn mit böser Ahnung, doch, um die Erklärung, so ungünstig sie auch sein mochte, wenigstens etwas in die Länge zu ziehen, fragte er, warum die Wittve die eine Hand verbunden trug.

„Es ist ein Nagelgeschwür,“ erwiderte sie. „Geht ans Feuer, armer Mann, ich erwartete Euch nicht sobald; doch, da ich wegen der Schmerzen nicht schlafen konnte, so habe ich Feuer angemacht, um mir Hafergrüße zu kochen.“

„Ihr legt Hafergrüße auf? Das hat keinen Werth. Ich würde Euch eher zu zerlautem Brot rathen, das lindert das Brennen!“

Er blieb stehen und sah sie mitleidig an.

„Drei Nächte schlafte ich schon nicht! Warum mir nur immer so etwas zustoßt! Gerabe, wenn ich glaube, mich ausruhen zu können, geht es los . . . Das brennt und beißt darin mörderlich . . .“

„Und jagt Euch aus dem Bett, nicht wahr? . . . Vor Verzweiflung habe ich einmal eins mit einem Messer aufgemacht; die Narbe ist mir geblieben. Da seht . . .“

„Oh, heilige Jungfrau!“ murmelte die Frau und fuhr mit der kranken Hand nach der Brust, als wolle sie sich schützen.

Sie schwiegen einen Augenblick; sie fuhr streichend über ihren

Verband und rückte ihn zurecht; während er eingeschüchtert die Augen auf die elende Herdflamme richtete.

„Ihr müßt wissen, ich habe mit meinen Kindern davon gesprochen,“ sagte die Wittve schließend.

Der Bewerber wagte keine Silbe zu sprechen und wartete.

„Sie sind nicht einverstanden,“ fuhr sie in ruhigem Tone fort. „Und der Grund?“ fragte er mit heiserer Stimme, mit gesenkten Augen, in Folge seines beständigen Unglücks bei den Frauen tief gedemüthigt.

„Der Grund, . . .“ erklärte die Wittve zögernd, und suchte ihre Weigerung nach Möglichkeit zu mildern, „ist, Ihr könnt nicht arbeiten; und mein Aeltester, der als einzige Stütze seiner verwitweten Mutter vom Dienst freigekommen ist, sagt, er könnte keine unnützen Mäuler gebrauchen; wenn Ihr so viel verdientet, um die Familie unterstützen zu können, so läge die Sache anders, aber so . . .“

Als der Hausfrier aber unbeweglich, stumm wie eine Statue stehen blieb, hatte sie Mitleid mit ihm und sagte:

„Hört, Ihr müßt die Sache nicht so schlimm nehmen. Ich für meinen Theil, wäre ja ganz einverstanden . . . Nicht um durchaus einen Mann zu haben . . . Das nicht, das schwöre ich Euch . . . Aber ein Lebensgefährte ist immer angenehm.“

Ihre Trostesworte wirkten auf den abgewiesenen Freier halb lindern, halb bitter. Darum schloß er auch den Muth, auf seiner Werbung zu bestehen und fragte:

„Nun, wenn ich Euch gefalle, was geht das denn Euren Sohn an?“

Er hatte seine Worte mit einer so heftigen Bewegung begleitet, daß die Wittve erschreckt zurückwich und ängstlich nach ihrer schlimmen Hand fuhr!

„Habe ich Euch wehe gethan?“

„Nein, aber ich habe so große Schmerzen! Das schlägt wie ein Hammer.“

Aus seinen Jugenderinnerungen holte er folgende Phrase hervor, die ihm recht glücklich gewählt schien.

„Es giebt viele Leiden, die Schmerzen verursachen und wie Hämmer schlagen. Ihr solltet das doch wissen, denn Ihr gesteht ja selbst, daß ein Lebensgefährte stets angenehm ist. Sagt lieber, ich bin nicht nach Eurem Geschmack, sagt . . .“

Doch die Wittve wollte die Unterhaltung nicht auf dieses Gebiet fallen lassen und versetzte, ihn unterbrechend:

„Mein Sohn ist das Haupt der Familie, seine Gründe sind für uns alle giltig. Ein guter Christ wie Ihr kann noch eine bessere Frau finden. . .“

Vielleicht . . . aber unterdessen gab sie einen Rorb. . .

Das kleine Feuer, das die Wittve angezündet hatte, um ihre Hasegrüthe zu erwärmen, erlosch nach und nach. Das Zimmer wurde dunkel.

„Ach wie das brennt! Wie das brennt!“ wiederholte sie, auf die Wunde drückend.

„Es ist . . . also . . . nichts?“

„Nein, was wollt Ihr? Wir sind einmal nicht für einander bestimmt.“

Eine andere Phrase, ebenfalls eine Erinnerung aus der Jugend, stieg dem Hausfrier auf die Lippen; doch der Mißerfolg der ersten nahm ihm den Muth, sie auszusprechen.

„Dann, lebt wohl!“

„Lebt wohl! Der Herr behüte Euch!“

Zum Gruße erhob sie die kranke Hand mit der gesunden.

„Versucht doch gekauten Brod!“ sagte er.

„Ich werde es versuchen.“

Der Hausfrier stand bereits auf der Thürschwelle, plötzlich drehte er sich mit einem Seufzer um und rief:

„Und sagt doch Eurem Sohn, daß er sich vielleicht irrt!“

Die Wittve erhob statt jeder Antwort mit gefasster Miene die Augen gegen den Himmel.

Der Horizont wurde in der reinen Kälte des Märzorgens kaum merklich hell. Der Wind wehte stärker; er wurde jetzt scharf und schneidig. Die gerade Landstraße erschien zwischen den kahlen Bäumen wie endlos. Die Zweige, die vereinzelt Gräser, die Oberfläche der Steine, der Rand der Gräben, alles war von dem Nebel bedeckt, der in diesem Augenblick herniedersank und wie ein düsteres Leichentuch die Kälte der Luft und der Stunde noch vermehrte.

Die Thür der Wittve schloß sich hinter dem Manne.

„Zimmer dasselbe Pech!“ murmelte er, wüthend mitten auf die Landstraße spuckend, „verfluchtes Leben!“

Ueber den gefrorenen, vom Winter gehärteten Boden geht fröstelnd der Hausfrier mit seinem Kasten; ruhelos zieht er von Ort zu Ort . . . elend . . . einsam . . . verlassen. . .

Kleines Feuilleton.

—s. Die Rosen des Leiermanns. Dreimal im Jahre geht ich den Weg: Im Vorfrühling, wenn der erste farbige Hauch den Gaim überkommt; gegen den Sommer, wenn durch den wellenden Roggen das „Kornmännchen“ springt; und im Herbst, zur Zeit der fallenden Blätter. Es ist kein Weg, der den Leuten gefällt. An Mühlhätten zieht er hin, drückt sich an der öden Mauer eines Friedhofes vorbei, durch die Felder steigt er zu der mäßigen Höhe. Eine

alte, hohle Weide steht hier. Wende ich den Blick zurück, liegt vor mir die Stadt, mit ihren Thürmen und Gassen, wie Käseglocken in Reih' und Glied erscheinen die Gebäude der Gasanstalt, Dräben, über der Straße, duckt sich ein Häuschen, Giebel und Dach ephenumponnen. Ein kleiner Garten schützt es vor dem Staub der Straße. Mit Buchsbaum eingefaßt sind die schmalen, sauberen Steige, am Drahtspalier rankt die Rebe. Und vom Frühling bis zum todt'n Herbst blüht es hier; Krokus und Hyazinthen, kaum daß der Schnee geschmolzen, Rosen den ganzen Sommer bis in den Herbst hinein, Georginen und Asters zum Schlusse. Wenn nirgends mehr eine Rose blüht, in dem kleinen Garten glühen sie noch, dunkelroth, fast schwarz. Wirft die sinkende Sonne ihre Strahlen über sie, erscheinen sie wie frische Blutstrecken. Und so oft ich vorbei ging, sah im Garten ein frischer Greis mit weit über die Brust reichendem, weißem Barte, offenem Hemde und gesundrothem Gesichte. Auszuruben schien er von der Arbeit eines langen Lebens, mit ruhigen Augen blickte er der Sonne nach. Ich habe ihn niemals angesprochen. Einmal sah ich ihn nicht. Da fragte ich den Nachbar, der vor seiner Thür stand, nach dem Herrn der Rosen. Der lachte und meinte: „Ist ein Drehorgelspieler.“ — „Und was war er früher?“ — „Zimmer Drehorgelspieler! Seit vierzig Jahren zieht er am Vormittag mit seiner Orgel umher, nachmittags ist er zu Hause. Haus und Garten gehören ihm, er hat keine Kinder. . .“

Wenn ich alt werde, mögen mir Rosen erblühen, dunkelrothe Rosen, bis in die stillen Herbsttage hinein, an denen kein Hauch über die Erde zieht, nur ab und zu der helle Ton einer Gabelzinke erklingt, die nach Kartoffeln wühlt. —

— Die bulgarische Kleiderordnung. Die „N. Fr. Pr.“ schreibt: Das bulgarische Handels- und Ackerbauministerium hat zu dem Befehle über das obligatorische Tragen von im Lande gefertigten Kleidern und Schuhen ein Reglement ausgearbeitet, welches mit 26. September d. J. in Kraft treten wird. Im Sinne dieses Reglements bezieht sich das obligatorische Tragen auf alle Beamten und Diener der Staats-, Stadt- oder Kreisämter während der Ausübung ihres Dienstes sowie auch auf die Abgeordneten, wenn sie in der Sobranje sitzen. Die Kleider und Schuhe müssen im Lande gefertigt und aus im Lande erzeugten Stoffen, beziehungsweise Leder sein. Alle diese Materialien müssen bestimmte Zeichen, Marken, Aufschriften zc. tragen. Auch die fertigen Kleider und Schuhe werden die betreffende Marke tragen. Fälschungen, sowie das Verkaufen ausländischer Stoffe, Kleider oder Schuhe für heimische, sowie die Anbringung inländischer Marken auf ausländischen Erzeugnissen wird als Betrug verfolgt. Die Beamten sind verpflichtet, beim Kaufen oder Bestellen von Kleidern und Schuhen sich mit einer Faktura zu versehen, die ihnen ihren Vorgesetzten gegenüber als Nachweis dienen soll. Außerdem werden sie verpflichtet, jedesmal, wenn sie in neuen Kleidern erscheinen, dies dem Chef des betreffenden Amtes mitzutheilen, der die Kleider selbst zu kontrolliren hat. In Uebertretungsfälle drohen den Beamten Geld- und Disziplinarstrafen. —

Literarisches.

— Vom „Magazin für Literatur“. Das alte Magazin wandert wieder aus Berlin. Vom 1. Juli an wird es im Verlage von Emil Falber in Weimar erscheinen. Die Redaktion des Blattes bleibt in Berlin. Als Redakteur wird Dr. Rudolf Steiner fungiren, der seit 1890 im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar beschäftigt war. —

Kunst.

— Ein Bild von Nansen's Nordpolreise. Julius v. Bayer beabsichtigt, das erste Zusammentreffen Nansen's mit Jackson im Franz-Josephlande in einem großen Gemälde zu schildern und wird sich in der folgenden Zeit, einer Einladung Nansen's nachkommend, für einige Tage nach Christiania begeben, um die nöthigen Informationen für das Bild einzuholen. —

Medizinisches.

ie. Ueber einen Vergiftungsfall durch eine Primel berichtet ein englischer Arzt an das „British Medical Journal“. Am 9. April v. J. besuchte denselben eine jungverheirathete Dame und befragte ihn wegen eines Hautausschlages, der sich am Tage zuvor plötzlich auf Gesicht und Händen gebildet hatte und sich durch starkes Jucken und Brennen bemerkbar machte. Aus dem Gesichte war der Ausschlag netzartig, an den Händen aber und besonders zwischen den Fingern erinnerte er an Krätze. Der Arzt versiel zunächst auf den Gedanken, daß in der von der Dame benutzten Seife ein Reizstoff vorhanden wäre, und als sich dies nicht bestätigte, dachte er an die ihm nicht unbekannt' Wirkung durch die Blüthen der Primula obconica, die Patientin bestritt aber, mit solchen in Berührung gekommen zu sein. Durch die Anwendung milderer Umschläge besserte sich der Ausschlag im Gesichte bald, dagegen wurden die Hände ungemein schmerzhaft. Die Handrücken wiesen rothe Pusteln auf, während die innere Fläche der Hände und Finger steif und zum Gebrauch unfähig war. Zwei Tage darauf war das Gesicht völlig geheilt, auch von den Rücken der Hände waren die Pusteln im Verschwinden begriffen, dagegen zeigten sich auf der Spitze jedes Fingers und über und unter jedem Fingergelenk tiefstehende Bläschen. Es wurden nun Waschungen in tel. stirkem

Spiritus mit einer Zuthat von Belladonna verordnet und dann Umschläge mit Glyzerin. Diese Behandlung führte in einigen Tagen die Heilung herbei. Als der Arzt dann einmal in das Zimmer seiner Patientin eintrat, fielen ihm sofort drei schöne Blüten von Primula obconica in die Augen, die unter anderen Blumen auf dem Tische standen. Als er der Dame sagte, daß er diese Blumen gemeint hätte, erzählte sie ihm, daß sie dieselben am gestrigen Tage in dem Konseratorium gepflückt habe, und dort fand der Arzt schöne Pflanzen dieser Art, einige in voller Blüthe, welche jene Dame gewöhnlich pflegte und mit Wasser versorgte. Da diese Pflanzen, als sich der Ausschlag zeigte, noch nicht geblüht hatten, so muß angenommen werden, daß auch andere Theile dieser schönen aber schädlichen Pflanze gütige Eigenschaften besitzen. — Sehr bekannt sind ja die gefährlichen Eigenschaften des Sumach (Rhus toxicodendron), welche aber wohl selten in so drastischer Weise in die Erscheinung getreten sind wie bei einem neulichen Falle in Edinburgh. Hier hatte ein Student in der botanischen Vorlesung von den gütigen Eigenschaften des Sumach gehört und ging aus dem Kolleg direkt in den botanischen Garten, brach sich einen Zweig des Baumes ab und strich den ausquellenden Saft auf seinen linken Arm. Wenige Tage darauf erschien der Student im Krankenhause und zeigte seinen Arm dem Arzte vor. Auf der Hälfte zwischen Schulter und Ellenbogen zeigte sich eine Grenzlinie wie bei Krebs, unterhalb derer der Arm stark geröthet und geschwollen war. Es stellte sich ein Ausschlag von ungeheuer großen Blasen ein, von denen einige so groß wie Taubeneier waren. Der Verlauf dieser Erkrankung erregte bei den dortigen Ärzten als „typischer Fall“ einer Sumachvergiftung große Begeisterung, das Bild des Armes wurde in Wasserfarben gemalt und für Demonstrationszwecke aufbewahrt. —

Aus dem Thierleben.

— Die Winternahrung der Krähen. In Nr. 22 der „Königsberger Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung“ hat Professor Dr. Körig Mittheilung gegeben von seinen Untersuchungen über die Winternahrung der Krähen. Aus den der Arbeit beigefügten Tabellen ist zu ersehen, wie viel Nahrung die einzelnen Krähen an je einem Tage aufgenommen haben, und welcher Natur dieselbe war. Die Aufstellung weist durch Multiplikation mit 110 summarisch nach, was 200 Krähen im Laufe der ganzen Untersuchungsperiode von Mitte November bis Anfang März, in 110 Tagen, geleistet haben. Dem durch Verzehren von ca. 80 Hasen, 5,50 Kilo gekleimtem und ca. 31 Kilo ungekleimtem Weizen verursachten Schaden steht der Nutzen gegenüber, den die Krähen in derselben Zeit durch Vertilgen von ca. 4000 Mäusen und 110 000 großen Insektenlarven geleistet haben, indem alle übrigen Stoffe, die ihnen in jener Zeit zur Nahrung dienen, für wirtschaftliche Zwecke nicht mehr verwendbar, also für die Landwirtschaft werthlos waren. Die Versuche sollen fortgesetzt werden, und zwar ist beabsichtigt, sie bis zum November durchzuführen. —

Technisches.

— Das Schlachtschiff der Zukunft. In einem kürzlich stattgefundenen Vortrags-Abend der United Service Institution in London sprach Admiral Colomb über die wahrscheinliche zukünftige Entwicklung des Torpedobootes. Die Erfahrung zeige, daß allemal dann, wenn ein Schiffstyp zur höchsten Vollendung gediehen sei, als weiterer Fortschritt ein neuer Typ entstehe. Das auf Sir William White zurückzuführende moderne schwere Schlachtschiff sei nun in England und anderswo derart durchgebildet, daß selbst sein Urheber schwerlich noch eine Verbesserung daran vornehmen könne. Daher müsse man jetzt nach neuen Formen suchen. Er sei fest überzeugt, daß man binnen kurzem aufhören werde, Schiffe der jetzt üblichen Typen zu bauen. Nach den ersten Versuchen mit Torpedos sei es klar geworden, daß eine Dampf-Pinasse mit einem schiffsbereiten Torpedo auf jeder Seite einem Schlachtschiff gefährlich sei, wenn sie bis auf etwa 150 Meter herangekommen sei; mit dem ersten kleinen Torpedoboot (Lightning, 1877) sei ein Typus eingeführt worden, der unter Umständen einem 350 Mal größeren erstklassigen Panzerschiff Verderben bringen konnte. Allmählig seien diese kleinen, nur für den Küstendienst brauchbaren Schiffchen zu hochseefähigen Fahrzeugen fortentwickelt worden. Schon 1883 habe Mr. Varnaby sagen können, daß die Benutzung von Torpedobooten das Ende der Schlachtschiff-Blockaden bedeute, 1886 seien Torpedo-Kanonensboote von 525 Tonnen, 55 Meter Länge und 19 Knoten Geschwindigkeit angekommen, die sogenannten Torpedoboot-Jäger; nach diesen sei eine ganze Flotille ähnlich langer, aber leichter und viel flinkerer Torpedoboot-Zerstörer entstanden, Boote mit zwölf- und sechspündigen Geschützen und zwei bis drei Torpedorohren. Mit diesen habe England, bewußt oder unbewußt, das Uebergewicht des Schlachtschiffes mit einer Waffe angegriffen, die nichts zu fürchten habe als ihresgleichen. Diese Schiffe könnten, wenn sie nur in genügender Anzahl austräten, jedem modernen Schlachtschiff sich entgegenstellen. Thatsächlich stelle heute schon der Torpedo-Zerstörer das beste Schlachtschiff dar. Dieser Typus könne und müsse vergrößert werden, ohne von seinen Fähigkeiten etwas einzubüßen. Man dürfe daher erwarten, daß das Schlachtschiff der Zukunft ein leicht, aber mit großer Fläche gepanzertes, hochseefähiges, bequem eingerichtetes Torpedoboot sein

werde, mit sieben oder acht Knoten mehr Geschwindigkeit, als bei den jetzt üblichen Typen schwerer Panzerschiffe möglich ist. Das jetzige schwer, aber nur auf verhältnismäßig kleiner Zone gepanzerte große Schlachtschiff mit zwei oder vier schweren Geschützen in Barbetten oder Thürmen könne nicht als bleibender Typus angesehen werden. Wenn nun auch in der dem Vortrage folgenden Erörterung die Ausführungen Admiral Colomb's nicht ohne Widerspruch blieben, so wurde doch gerade der letzte Satz allgemein als zutreffend anerkannt. Viel kleinere Schiffe, als die jetzigen Panzer erster Klasse, mit leichter, aber ausgebreiteter Panzerung wurden als zunächst in betracht kommende neue Typen bezeichnet. — D. Regir! —

Humoristisches.

— Neues von Serenissimus. Der Hof-Bildhauer Carraccio wird zu Serenissimus berufen, um ihn zu modelliren. Die Sache geht vortrefflich. Der Künstler behauptet, noch nie ein so dankbares Modell gehabt zu haben: „O, Durchlaucht haben einen famosen Kopf, excellenten Schädelbildung!“ —

„Ne . . . ä . . . muß auch sehr viel denken. Danke Ihnen, mein Lieber . . . danke Ihnen.“ —

— Der Lieutenant als Erzieher. Lieutenant v. Membrandt bemerkte in der Instruktionstunde zum Kapitel „Fahnenweid“: „Wer den Fahnenweid bricht, wird nicht nur im Frieden mit schwerer Festungshaft, im Kriege mit dem Tode bestraft, sondern den erwarten auch noch im ewigen Leben ganz tolle salsale Unannehmlichkeiten.“ — („Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

y. In Meyerhof bei Geestemünde hat ein Bauersohn aus Eifersucht seinen älteren Bruder an dem Tage erschossen, an dem dieser heirathen wollte. Der Mörder tödtete dann sich selbst. —

y. In Löningen ist, wie dem „Landw. Bl. f. d. Herzogth. Oldenburg“ berichtet wird, die Columbarscher Fliege aufgetreten. Vom 27. April bis 2. Mai sind 15 Stück Vieh durch das Insekt zu grunde gegangen. —

— In der Zementfabrik zu Wickede a. d. R. brach, während ein Arbeiter damit beschäftigt war, den Füllsack des Ringofens mit Zementsteinen zu füllen, plötzlich das Gewölbe des Ofens ein. Der Arbeiter stürzte in Gegenwart seiner Kameraden in die mehrere Meter tiefe sengende Gluth. Auch nicht eine Spur des verbrannten Körpers ist wieder zum Vorschein gekommen. —

— Beim Brückenbau in Endorf (Bayern) mischten unlängst italienische Arbeiter 40 Zentner Kunstdünger statt Zement mit Kies zu Beton. Da aber Kunstdünger lockert und Zement binden sollte, war die Arbeit nicht nur umsonst, sondern der falsche Beton mußte wieder aufgehoben und der Kies säuberlich gemaschen werden. Die Arbeiter waren an der Verwechslung unschuldig. Diese war auf der Station geschehen, wo zwei Waggons, einer mit Kunstdünger, ein anderer mit Zement beladen, eingelaufen waren. —

— In der Gegend von Feldkirchen (Bayern) wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Sie sollen mit dem vor vier Jahren stattgefundenen Habersfeldtreiben in Westerham Zusammenhang haben. Die Verhafteten wurden vor den Untersuchungsrichter nach Wasserburg gestellt. —

— In der Nähe von Bozen (Tyrol) wurden die beiden 14- und 17-jährigen Söhne eines Wirtschaftsbesizers auf einer Alpe im Schnee begraben, todt aufgefunden. —

— In Frankreich will man sich der Röntgenstrahlen künftighin auch bei Zollrevisionen bedienen. —

— Mit dem Dampfer Albertville kommen 268 Kongoneger, darunter zwei Zwerge vom Uruwimi zur Ausstellung nach Brüssel. —

— Kapitän Boycott, dessen Name die internationale Sprache um ein neues Wort bereichert hat, ist in England gestorben. Er war vor Jahren Verwalter bei einem englischem Grafen, der ausgebreute Besitzungen in Irland eignete. Als solcher preßte er die kleinen Pächter und Arbeiter bis aufs Blut. Man half sich gegen ihn, indem man ihn behandelte, als wäre er in den Mann gethan: Kein Dienstbote blieb ihm mehr, der Bäder verkaufte ihm kein Brot, niemand wusch seine Wäsche. Er hätte verhungern müssen. Da brachten unter starkem militärischen Schutz im November 1880 orangisirte gesinnete Arbeiter aus Ulster seine Ernte ein, seine Borräthe in Sicherheit und geleiteten ihn selbst nach einem anderen Ort. Seitdem wird der Ausdruck „boycotting“ (boykottiren), der zum ersten Mal in einer Dubliner Zeitung vom 13. Novbr. 1880 gebraucht wurde, für eine derartige Behandlung ihrer Gegner seitens der Iren üblich und später auch auf ähnliche Vorgänge außerhalb Englands übertragen. —

— An Bord des von New-York nach Hongkong segelnden englischen Dampfers „Bell of Bath“ brach auf hoher See Feuer aus. Die Mannschaft mußte das Schiff preisgeben und konnte sich nur mit knapper Noth selbst retten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 27. Juni.